

Weihnacht

von Anik Sonnenblum

Für meine Mutter und mich ist es Tradition, ihre Eltern am Nachmittag des 24. Dezember zu besuchen. Ohne den Ausflug in diesen tiefen, ländlichen Winkel unserer Welt wäre Weihnachten nicht, was es ist. Erst dort, in der Ursprünglichkeit und fernab jeglichen Überflusses spüren wir, dass das Licht langsam wiederkehrt und die kürzesten und dunkelsten Tage des Jahres hinter uns liegen. Ich erinnere mich, welchen sanften Schleier der Magie diese wenigen Stunden in meiner Kindheit über mich warfen; ich trug ihn stolz wie einen neuen Mantel und hüllte mich tagelang darin ein, besinnlich verklärend, was ich tatsächlich erlebt hatte: meinen Großvater, der zwar bei Worten, nicht aber bei Christbaumschmuck sparte und winzige Strohsterne, bunte Ostereier, Tannenzapfen und glänzende Kugeln auf die knorrigen Äste in dem glaskalten Zimmer hängte. Es roch nach süßen Schnitten, Rauch aus dem alten Ofen und ein wenig nach meiner Großmutter, die mir als Gefühl vertraut, als greifbare Figur jedoch nicht bekannt ist, denn sie verließ meine Mutter kurz nach meiner Geburt. Jahre später folgte ihr mein Großvater nach, doch wir besuchen die beiden weiterhin am heiligen Abend. So stehe ich auch jetzt vor dem schlichten Grab auf dem Friedhof, der ab und an ein wenig seufzt, weil er sich nicht mehr erinnern kann, wie vielen Menschen er im Laufe der Jahrhunderte Heimat und Ruhestätte geworden ist. Ganz anders ist es hier als in der Stadt, alle kennen und kannten einander, Hände werden geschüttelt, hier oben, alte Freunde verbringen die Ewigkeit nebeneinander, dort unten, im Bett aus Erde, zu welcher manche selbst wieder geworden sind. Meine Mutter zupft am selbstgebastelten Grabgesteck herum, während ich die anderen Grabsteine beäuge, wie ich es immer tue, auf der Suche nach alten Zahlen, seltenen Namen und Inschriften, hinter denen Geschichten warten, dass man ihnen die Hand reicht und sie von den Spinnweben befreit. Langsam machen wir uns wieder auf den Weg, wir haben keine Eile, bleiben immer wieder stehen, halten still Zwiesprache mit manchen Gräbern und erfreuen uns an den kleinen Christbäumchen, die so viele Grabstätten zieren und traditionell geschmückt sind. Bei den Kindergräbern ist das Gras ganz dunkel vor Trauer und ich fühle mich schwer und bedrückt, doch das, woran ich glaube, richtet mich innerlich auf, nimmt mir die Angst und verspricht Wärme. Meine Mutter ist schon weiter, sie steht, den Rücken mir zugewandt, am Grab einer Freundin. Hinter mir höre ich Lachen, Menschen wünschen sich frohe Weihnachten. Da sehe ich es, unscheinbar und grün inmitten all der buntgeschmückten Grabsteine – ein schmiedeisernes Kreuz, ein verfallenes Grab, von welchem die Natur Besitz ergriffen hat und es mit Efeu und einem wilden Rosenstrauch ziert. Ich stehe davor und staune es an, weil es auf mich selbstverständlich und doch befremdend wirkt. Ganz unten kann ich mühevoll noch einen Namen lesen, den ich aufgrund seines Wohlklangs und den Möglichkeiten, die sich hinter ihm verbergen, nie wieder vergessen werde. Marianne Marseille, murmle ich leise. In der Laterne, die der Rosenbusch dornig-fest im Griff hat, finde ich eine Überraschung – eine rote Grabkerze, frisch, ohne Flamme. Ich nehme sie heraus und spüre, dass es dunkel wird. Plaudernd verlässt man den Friedhof, um zu Hause andere Kerzen anzuzünden. Meine Mutter geht an mir vorbei, erkennt mein Vorhaben und reicht mir unverwundert ein Feuerzeug. Ich zünde das Licht an, störe die wilden Rosen, deren Blüten ich im Frühling sehen möchte, ein letztes Mal und verschließe die Laterne vorsichtig. Kobaltblau und heilig legt sich die Nacht über die Welt, es ist ganz still. Ich gehe zum Auto meiner Mutter und blicke beim Einsteigen zum Himmel hinauf, der, unzählig besternt, Weihnacht verspricht.

ENDE